

Silke Petersen (Hamburg)

## **Achter Sonntag nach Trinitatis: Glauben lässt sich auch nachts**

Wir müssen die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann. (Joh 9,4)

Je länger man sich diesen Satz ansieht, desto merkwürdiger wird er. Zunächst: Wieso soll es nicht möglich sein, dass jemand in der Nacht etwas bewirkt? Wieso nicht einfach Licht machen – Kerzen und Fackeln gab es auch in der Antike – und die Küche aufräumen, an einem Artikel weiter-schreiben, oder, näher am johanneischen Kontext, sich um die Heilung eines Kranken bemühen? Zugegebenermaßen fallen manche Handlungen des Nachts eher schwer – die Weinernte etwa lässt sich besser am Tag bewerkstelligen.

Doch verweist schon die Schrägheit des zweiten Teils von Joh 9,4 darauf, dass es hier noch um anderes gehen muss: Wie so oft bei der Lektüre des Johannesevangeliums ist ein Wechsel der Verständnisebenen gefragt. Natürlich redet der johanneische Jesus hier (auch) über sich selbst und die Heilung, die er anschließend bewirken wird. Bei dieser Heilung handelt es sich um das Sehend-Machen eines Blindgeborenen vermittels eines Gemischs aus Erde und Speichel, die Jesus als »Licht der Welt« vornimmt (wobei der johanneische Jesus, wie so oft, gleichzeitig sehr erdverhaftet und sehr überirdisch erscheint). Jesus sagt direkt anschließend: »Solange ich in der Welt bin, bin ich Licht der Welt« (Joh 9,5), in Aufnahme des

vorhergehenden, ausführlicheren Ich-bin-Worts: »Ich bin das Licht der Welt; wer mir folgt, wird nicht in der Finsternis umhergehen, sondern das Licht des Lebens haben« (Joh 8,12).

Exakt dies passiert nun in der erzählten Heilung des Blindgeborenen, dem nicht nur die Augen dahingehend geöffnet werden, dass er »normal« sehen kann, sondern dem sich auch die Augen zum glaubenden Sehen Jesu öffnen – während bei der gegnerischen Gruppe der umgekehrte Vorgang eintritt. Jesus kommentiert daraufhin, er sei in die Welt gekommen, damit die Nicht-Sehenden sehend werden und die Sehenden blind (Joh 9,39). Nicht jedes »sehen« oder »blind sein« funktioniert hier auf derselben Sprachebene: Sehen im »normalen« Sinne und »Sehen« als Annahme Jesu laufen parallel und nötigen die Lesenden von Joh 9 zu mehrfachen Ebenenwechseln, auch mitten im Satz. Es ist immer zugleich »wörtlich« und metaphorisch zu lesen.

Kehren wir von hier aus zurück zu Joh 9,4, so zeigt sich, dass die Probleme damit allerdings noch nicht gelöst sind. Merkwürdig bleiben zwei Aspekte: Das »Wir« zu Beginn der Aussage sowie die Idee, dass anscheinend auch Jesus nachts nichts bewirken kann und deshalb jetzt gleich zur Tat, d. h. hier zur Heilung schreiten muss. Wenn er selbst das Licht ist, wieso kann er dann nur tagsüber handeln? Oder geht es nicht um Jesus?

Schon die antiken TradentInnen haben mit dem »wir« zu Beginn der Aussage ihre Schwierigkeiten gehabt. Dies bezeugen die textkritischen Varianten: Eine große Anzahl von Handschriften schreibt zu Beginn »ich« statt »wir«, und eine Reihe jener Handschriften, die das »wir« bezeugen, entscheiden sich anschließend dafür, auch im Plural fortzufahren. Das heißt, der Text wird auf die eine oder andere Weise kongruent gemacht: »Ich muss die Werke dessen wirken, der mich gesandt hat, solange es Tag ist«, oder: »Wir müssen die Werke dessen wirken, der uns gesandt hat, solange es Tag ist«. Beide Änderungen vereindeutigen die Überblendung von Jesus und dem »wir« der johanneischen Gemeinde, die sich im ursprünglichen Text gefunden haben dürfte. Aber warum ist dieses Jesus-Wir-Subjekt anscheinend unfähig, nachts zu handeln und etwas zu bewirken?

Etwas Licht ins Dunkel bringen lässt sich durch eine Betrachtung der johanneischen Lichtmetaphorik in ihrer Gesamtheit. Diese Metaphorik

ist im Evangelium in höchstem Maße jesuszentriert und damit zugleich terminiert. Das Licht tritt schon sehr früh im Evangelium im Zusammenhang mit dem *Logos* in Erscheinung (Joh 1,4f.), und die Lichtmetaphorik endet in Kapitel 12 gleichzeitig mit dem Ende des öffentlichen Wirkens Jesu. Im Anschluss an jene Aussage, die die Anwesenheit Jesu als Licht am eindeutigsten zeitlich begrenzt, folgt die Bemerkung, dass er sich vor ihnen, nämlich der Öffentlichkeit, verbirgt (Joh 12,36). Die zuvor angekündigte zeitliche Begrenzung des »Lichts« (Joh 9,5f.; 11,9f.; 12,35f.) wird damit auf der Ebene der Jesuserzählung eingelöst. Später im Evangelium gibt es sehr wohl noch »Finsternis« (*skotia*, Joh 20,1) und »Nacht« (*nyx*, Joh 13,30; 21,3), das »Licht« (*phos*) hingegen tritt – zumindest als Vokabel – nie mehr in Erscheinung.

Trotzdem scheint es nicht die ganze Zeit dunkel zu sein: Wenn in den beiden großen Erscheinungserzählungen in den letzten Kapiteln des Evangeliums die ZeugInnen zunächst vor dem Morgengrauen anzutreffen sind (vgl. Joh 20,1; 21,3), so lässt sich imaginieren, dass mit Jesu Erscheinung das Licht zurückkehrt. Gesagt wird dies allerdings nicht: Die Lichtmetaphorik bleibt auf die Zeit der Anwesenheit des irdischen Jesus begrenzt.

Diese zeitliche Begrenzung des »Lichtes« steht nun im Kontext der besonderen Zeitkonzeption des Evangeliums: Die Zeit ist hier nicht linear-chronologisch gedacht, sondern als messianisch erfüllte Zeit der Anwesenheit Jesu. Ändert sich diese Zeitkonzeption, so muss sich gleichzeitig auch die Lichtmetaphorik ändern. Der erste Johannesbrief formuliert im Rückblick auf die Zeit Jesu, dieser habe uns verkündigt, dass Gott Licht sei, und setzt die Gemeinschaft untereinander synonym mit dem »Wandeln im Licht« (vgl. 1 Joh 1,5–7). Einhergehend mit der veränderten Zeitperspektive wandelt sich die Lichtmetaphorik, die nicht mehr in Jesus, sondern in Gott zentriert ist. Jene Dualisierungen, die im Evangelium noch permanent verrutschen, werden nun vereindeutigt.

Im Evangelium jedoch scheint das Sehen am Ende nicht mehr notwendig. Wenn Jesus zu Thomas sagt: »Weil du mich gesehen hast, glaubst du; selig sind, die nicht sehen und glauben« (Joh 20,29), so wird das Sehen zu einer entbehrlichen Voraussetzung. Glauben lässt sich auch nachts.